

WILHELM WEBER

Erwägungen zur soziologischen Ortsbestimmung des Weltpriesters in der modernen Industriegesellschaft

Von Kardinal *Robert Bellarmin* (1542–1621) wird berichtet, er habe sich geweigert, Kaufleuten die Beichte abzunehmen, da er sich in deren Geschäftspraktiken nicht hinreichend auskenne¹. Sein nicht minder bekannter, wenn auch nicht heiliggesprochener Zeit- und Ordensgenosse *Ludwig Molina* (1535–1600) schrieb 1582 an seinen Ordensgeneral *Claudius Aquaviva*, er verfasse sein großes moraltheologisches Werk »De Justitia et Jure«², um einem Mangel abzuweichen, den er aus persönlicher Erfahrung kenne, nämlich der Unwissenheit vieler Theologen »in moralischen Fragen, besonders solchen der Justitia (ich muß gestehen, daß mir diese Unwissenheit des öfteren auf Visitationsreisen und auch sonst begegnet ist)«³.

Ein nichttheologischer Zeitgenosse beider, der Oxforder Jurist *Albericus Gentilis* († 1611), bestreitet in seinem provozierenden und noch heute ab und an mit lebhaftem Beifall⁴ bedachten Ausruf: »Silete, theologi, in munere alieno!« überhaupt die Kompetenz der Theologen in der Behandlung von Fragen, die Recht und Gerechtigkeit zum Gegenstand haben. Ungeachtet dieser emotionalen Querschläger machten sich die spanischen Theologen der »Barockscholastik«, unter ihnen an hervorragender Stelle der bereits genannte *Molina*, daran, in ihren großen moraltheologischen Summen nach Möglichkeit alle im Bereich der natürlichen Sittlichkeit anfallenden Probleme breit und sachlich zu erörtern. Fragen der praktischen Moral, vor allem der Staats-, Rechts- und Wirtschaftsethik, nahmen dabei einen hervorragenden Platz ein. Abgesehen von mancherlei kasuistischen Spitzfindigkeiten, wirkt besonders sympathisch das ständige Bemühen, es nicht bei allgemeinen Prin-

¹ Vgl. *Ch. van Sull*, *Léonard Lessius*, Éditions du Museum Lessianum, Louvain 1930, 194.

² Ab 1593 erschienen in Cuenca, Venedig, Mainz usw., zuletzt 1733 in Genf.

³ Brief vom 29. August 1582; abgedruckt bei *Friedrich Stegmüller*, *Geschichte des Molinismus*. I.: *Neue Molinaschriften*, Münster i. W. 1935, 552.

⁴ Nämlich bei *Carl Schmitt*, *Der Nomos der Erde im Völkerrecht des Jus publicum Europaeum*, Köln 1950, 96; s. *R. Henning*, *Der Maßstab des Rechts im Rechtsdenken der Gegenwart*, Münster i. W. 1961, 11.

zipien und »Leerformeln« bewenden zu lassen⁵, sondern vor jeder ethischen Urteilsfindung erst die »getreue Geschichte«⁶, d. h. den genauen Sachverhalt bis in alle Einzelheiten zu untersuchen⁷.

War das Gewerbe des Kaufmanns im 16. Jahrhundert immerhin schon undurchsichtig genug, um den hl. *Robert Bellarmin* davor zurückschrecken zu lassen, den Kaufleuten die Beichte abzunehmen, so ist die soziale und wirtschaftliche Welt des 20. Jahrhunderts sicherlich noch um vieles komplizierter geworden. Ganz neue wissenschaftliche Disziplinen sind entstanden, an die im 16. Jahrhundert niemand gedacht hätte, wie etwa eine systematische Wirtschaftstheorie, Soziologie, Pädagogik, Psychologie und dgl. mehr. Von all diesen Dingen sollte und müßte der Seelsorger heute nach allgemeiner Ansicht etwas verstehen. Und doch weiß heute etwa der junge Volksschullehrer von Pädagogik bedeutend mehr als der junge Theologe. Sich mit der landläufigen Meinung trösten zu wollen, daß trotz unserer hochentwickelten Pädagogik die Kinder dennoch »in der Schule immer weniger lernen«, wäre eine leichtfertige Umkehrung des Kausalnexus. Man müßte sich jedenfalls auf das »Gegenargument« gefaßt machen, daß wir trotz oder gar wegen unserer lawinenartig anschwellenden pastoraltheologischen und katechetischen Bemühungen⁸ dennoch mit unserer Verkündigung bei

⁵ *Molina* weiß, daß ethische Aussagen »um so weniger nützlich und um so weniger zutreffend sind, je allgemeiner sie formuliert werden.« – »... morales sermones, quo universaliores, eo minus utiliores sunt, minusque veriores.« *De Justitia et Jure*, II, 35, 1.

⁶ »fidelem historiam«, ebd., II, 35, 1.

⁷ Nachdem die großen Spanier des »Goldenen Zeitalters« lange Jahrhunderte hindurch fast völlig der Vergessenheit anheimgefallen waren, haben sie erst in den letzten Jahrzehnten nach und nach die ihnen gebührende Würdigung erfahren. An erster Stelle sind die hervorragenden Forschungsarbeiten von *Joseph Höffner* zu nennen, vor allem das umfangreiche Werk: *Christentum und Menschenwürde. Das Anliegen der spanischen Kolonialethik im Goldenen Zeitalter*, Trier 1947. Ferner *ders.*, *Wirtschaftsethik und Monopole im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert*, Jena 1941; *Statik und Dynamik in der scholastischen Wirtschaftsethik*, Köln-Opladen 1955, u. a. m. Vgl. des weiteren *Wilhelm Weber*, *Wirtschaftsethik am Vorabend des Liberalismus. Höhepunkt und Abschluß der scholastischen Wirtschaftsbetrachtung durch Ludwig Molina S. J. (1535–1600)*, Münster i. W. 1959; ferner *ders.*, *Geld und Zins in der spanischen Spätscholastik*, Münster i. W. 1962. Vgl. auch *Ernst Reibstein*, *Die Anfänge des neueren Natur- und Völkerrechts*, Bern 1949; ferner *ders.*, *Johannes Althusius als Fortsetzer der Schule von Salamanca*, Karlsruhe 1955. – Das ist nur eine kleine Auswahl neuester Literatur über die spanische Spätscholastik.

⁸ Außer in Dogmatik und Kirchenrecht ist in keiner theologischen Disziplin in dem Zeitraum von 1955 bis 1961 in der BRD so häufig promoviert worden wie in den Fächern Pastoral und Katechetik. Ähnlich verhält es sich mit den anteiligen Habilitationen.

weiten Kreisen des Volkes nicht oder nicht mehr recht »ankommen«. Nicht von ungefähr war es deshalb eine der Hauptaufgaben des Konzils, nach Wegen und Möglichkeiten zu suchen, um die Frohbotschaft des Evangeliums in der weltanschaulich zerrissenen Gesellschaft von heute glaub- und liebenswürdig darzustellen⁹. Und es zeichnet sich bereits jetzt ganz deutlich die Tendenz ab, daß die Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute das zukunftsträchtigste Dokument des Konzils sein wird.

Aber es scheint, daß die Schwierigkeiten, die Frohbotschaft heute glaubwürdig »an den Mann zu bringen«, nicht nur und nicht einmal primär im Methodischen liegen, so wenig man diese Seite der Verkündigung unterschätzen darf. Auch ist nicht viel mit der »Erkenntnis« gewonnen, die Leute seien heute eben nicht mehr so religiös wie früher, sie nähmen die kirchliche Autorität nicht mehr so fraglos hin wie etwa vor fünfzig oder hundert Jahren. All das sind »Leerformeln«, die keine Auskunft darüber zu geben vermögen, warum es denn eigentlich so ist. Mir scheint, daß *eine* – gewiß nicht die wichtigste und erst recht nicht die einzige – Erklärung für die Schwierigkeit, mit der Verkündigung »anzukommen«, in der soziologischen Ortsbestimmung des Verkünders, eben des Priester, vorab des Weltpriesters, in der modernen Gesellschaft zu suchen und zu finden ist.

I.

Wenn wir nach der »Ortung« des Weltpriesters in unserer modernen arbeitsteiligen, auf marktmäßig be- und verwertbare Leistungen ausgerichteten Gesellschaft (und darauf soll sich unsere Betrachtung beschränken) fragen, so muß die Antwort lauten: Er ist, soziologisch gesehen, in einer gesellschaftlichen Schicht angesiedelt, die man etwas grob und ungenau als »Mittelklasse«, evtl. als »obere Mittelklasse« bezeichnen könnte.

Zur näheren Erläuterung des Begriffs Mittelklasse sei zunächst darauf hingewiesen, daß die bekannte marxistische Terminologie hier nichts zu suchen hat. Auch ist nicht damit gemeint, was man hierzulande im allgemeinen unter dem Begriff Mittelstand zu verstehen pflegt¹⁰, wenn-

⁹ Quod Concilii Oecumenici *maxime interest*, hoc est, ut sacrum christianae doctrinae depositum efficaciore ratione custodiatur atque proponatur.« Aus der Ansprache Papst Johannes XXIII. zur feierlichen Eröffnung des 2. Vatikanischen Konzils in Rom am 11. Okt. 1962. – Hervorhebung von mir.

¹⁰ Dieser Begriff hat in den letzten Jahrzehnten selbst einem Bedeutungswandel unterlegen. An die Seite der typischen Vertreter des Mittelstandes alter

gleich eine weitgehende faktische Identität von Angehörigen der Mittelklasse und des Mittelstandes besteht¹¹. Endlich ist Mittelklasse nach der hier verwendeten Terminologie nicht ausschließlich, wenn auch vielleicht primär, durch eine bestimmte wirtschaftliche Vorzugsposition, etwa durch ein überdurchschnittliches Einkommen oder ein bestimmtes Vermögen definiert, obwohl hier ebenfalls eine weitgehende faktische Identität vorliegt und die Zugehörigkeit zur Mittelklasse in dem hier gemeinten Sinne fast ohne Ausnahme in einem Bedingungsverhältnis zur Erlangung einer wirtschaftlich-sozialen Vorzugsposition steht. Klasse, Zugehörigkeit zu einer Klasse ist in erster Linie eine psychologische, eine sozialpsychologische Befindlichkeit. Man gehört dieser oder jener Klasse an, weil man bestimmten kollektiven Wertvorstellungen entspricht und diese Wertvorstellungen auch selbst teilt und nach außen kundgibt.

In einer auf demokratischen Spielregeln aufbauenden Gesellschaft, die »jedem die gleiche Chance« zu bieten verspricht, die nach dem Gesetz der Gleichheit und der Gleichberechtigung aller Bürger angetreten ist, mag es geschmacklos oder stilwidrig sein, von Klassen- oder von Statusunterschieden zu reden. Es mag der demokratischen Etikette widersprechen, die Statusunterschiede in provozierender oder snobistischer Weise öffentlich herauszustellen. Das alles tut aber in keiner Weise der Tatsache und der Erkenntnis Abbruch, daß es solche Statusunterschiede de facto gibt und daß sie eine der wichtigsten Determinanten für das Ansehen sind, das man einem Menschen in einer bestimmten Gesellschaft zollt oder versagt¹².

Prägung, Bauern, Handwerker und selbständige Kaufleute, heute gewöhnlich »alter Mittelstand« genannt, sind im Zuge der Industrialisierung und der Ausweitung der staatlichen Verwaltungstätigkeit Berufe getreten, die man heute als »neuen Mittelstand« zu bezeichnen pflegt, und zwar auf Grund eines bestimmten Einkommens, eines typischen Lebensstils, einer bestimmten sozialen Prestigevorstellung usw., obwohl den meisten dieser neuen Mittelständler gerade das Spezifikum des alten Mittelstandes fehlt, nämlich die wirtschaftliche Unabhängigkeit. Vgl. u. a. *F. Marbach*, Theorie des Mittelstandes, Bern 1942, passim.

¹¹ Den englisch-amerikanischen und den romanischen Sprachen ist der Begriff Mittelstand überhaupt fremd. Hier spricht man von »Mittelklassen« (»middle classes«, »classes moyennes«, »classe media« usw.).

¹² »In jeder Gemeinde besteht wahrscheinlich ein hohes Maß an Übereinstimmung darüber, daß bestimmte Familien »gute Familien« oder »alte Familien« sind oder zu den »oberen Zehntausend« gehören; daß andere Familien zur »Unterklasse« gezählt werden oder »bedeutungslos« oder »ohne Ansehen« sind; daß eine dritte Gruppe dazwischen eingestuft wird: diese Familien sind »arm aber ehrlich, es sind »gute solide Arbeiterfamilien« oder sie gehören zum »angesehenen Mittelstand.« *Albert K. Cohen*, Kriminelle Jugend. Zur Soziologie jugendlichen Bandenwesens, Rowohlt's deutsche Enzyklopädie, Bd. 121, Hamburg 1961, 58.

Das Wissen, dieser oder jener Klasse anzugehören, diesen oder jenen sozialen Status zu bekleiden, wird zunächst von außen an das Kind herangetragen (»Mit Meiers Kindern spielst du nicht; geh' doch zu Schmitts Kindern!«), im Laufe der Jahre aber von ihm wertend und bewußt verinnerlicht. »Es lernt, die Unterschiede zu machen, die auch die Erwachsenen machen, die Kriterien anzuwenden, die sie anwenden, und ihre Familien wie seine eigene Familie im Vergleich mit den anderen einzustufen. . . . Wenn das Kind elf oder zwölf Jahre alt ist, hat es eine differenzierte Kenntnis des Klassensystems entwickelt«¹³.

Es wurde weiter oben bereits angedeutet, daß Klasse, Zugehörigkeit zu einer Klasse in erster Linie eine sozialpsychologische Befindlichkeit ist, die aber sehr wohl in einem Bedingungsverhältnis zur Erlangung einer bestimmten, auch äußerlich differenzierenden ökonomisch-sozialen Vorzugsposition stehen kann und meist auch steht. Nun gibt es in fast jeder Gesellschaft ein oder mehrere soziale Leitbilder, das oder unter denen eines in der öffentlichen Meinung so dominiert, daß es »tonangebend« ist, daß es zum Maßstab wird, nach dem »man« sich ausrichtet, das »man« als gültig betrachtet. Erfüllt man die Kriterien dieses Leitbildes, die nicht primär, wenn auch vielleicht in besonderem Maße, in äußerlich erkennbaren Statusabzeichen bestehen, sondern in bestimmten Wertvorstellungen und den diesen Vorstellungen entsprechenden Verhaltensmustern, so gehört man zu der »tonangebenden« Schicht, hat man den erstrebenswerten sozialen Status erreicht. Wer die Fähigkeiten, aus welchen Gründen auch immer, nicht besitzt, um den gesellschaftlich gültigen Kriterien zu entsprechen, wird an den untersten Sockel der Statuspyramide verwiesen, in die unterste soziale Klasse, wobei es besonders interessant wäre zu erfahren, ob man zur Unterklasse gehört, weil einem die persönlichen Fähigkeiten fehlen, oder umgekehrt, d. h. ob es eine klassenbedingte Benachteiligung in der Entwicklung persönlicher Fähigkeiten gibt, den Status der tonangebenden Schicht zu erreichen. Im ersten Falle wäre nichts zu helfen, im zweiten Falle dagegen könnte durch planmäßige Förderung ein großer Teil des Handicaps der klassenbedingten Benachteiligung abgebaut werden.

Der Maßstab oder das soziale Leitbild, dem unsere Gesellschaft die Normen oder Kriterien entnimmt, nach denen »man« sich ausrichtet, die »man« erstrebt, um einen angesehenen sozialen Status zu erreichen, ist genau das, was wir mit dem Begriff der Mittelklassen bezeichnen

¹³ Ebd., 61.

wollen. Was *A. K. Cohen* von der modernen amerikanischen Gesellschaft sagt, dürfte auch für die deutsche zutreffen, daß nämlich »die Normen, die wir beschreiben, von der Schicht am eindeutigsten exemplifiziert und angewandt werden, die wir etwas ungenau als ›Mittelklasse‹ – im Gegensatz zur ›Unterklasse‹ – bezeichnen. . . . Ob diese Normen nun von den (Angehörigen) der Unterklasse angewandt werden oder nicht, auf jeden Fall können sie ihnen nicht indifferent gegenüberstehen. Es sind schließlich die Normen der Leute, die in der Politik, im Geschäftsleben, in den Kirchen und in der Erziehung etwas zu sagen haben, die Normen der Leute, die die Gemeinde und die Nation repräsentieren und symbolisieren, mit der sich die jungen Menschen identifizieren. . . . Die Durchdringung mit diesen Grundsätzen bereitet das Kind darauf vor, die Erwachsenenrollen reibungslos zu übernehmen und erfolgreich zu spielen«¹⁴.

Im Anschluß an *Cohen*¹⁵ können wir die Maßstäbe und Kriterien, die Normen und Verhaltensweisen der Mittelklasse wie folgt zusammenfassend beschreiben:

1. A und O des sozialen Aufstiegs ist der *Ehrgeiz*. Er ist die »Mittelklassen-Tugend« par excellence. Er orientiert sich an langfristigen Zielen, die oft nur nach Durchschreiten einer langen »Durststrecke« erreicht werden, die meist eine kostspielige »Umwegproduktion« (etwa in Form einer langen Ausbildung) erforderlich machen, deren endliche Erlangung sich dann aber um so mehr auszahlt. Erste Pflicht der Mittelklassen-Eltern ist es, dem Kinde zu helfen, es einmal »besser« als sie selbst zu haben, in ihm den Wunsch zu wecken, »jemand« werden oder sein zu wollen¹⁶.
2. »Mittelklassen-Ethik« ist die *Ethik persönlicher Verantwortung*, eigener Initiative und Selbständigkeit. Sie fördert das unternehmerische Element in der Gesellschaft.
3. Die Kultivierung und der Besitz von Fähigkeiten sind von hohem Wert. Im Mittelpunkt der Wertschätzung steht die *persönliche Leistung*, vor allem auf akademischem Gebiet, sowie der Erwerb von Fähigkeiten mit potentiell wirtschaftlichem und beruflichem Wert.

¹⁴ Ebd., 64. f.

¹⁵ Vgl. ebd., 65 ff.

¹⁶ »Jemand« oder besser »Jemandes Sohn« zu sein, war der Stolz aller Spanier des »Goldenen Zeitalters«. Wer kein »hidalgo« (= hijo de algo = Sohn von Jemand) war, gehörte zur Unterklasse, zur plebs misera.

4. Die Normen der Mittelklasse legen größten Wert auf das, was *Ernst Troeltsch* mit dem Ausdruck der »innerweltlichen Askese« bezeichnet hat, nämlich die Bereitschaft und Fähigkeit, der unmittelbaren Lustbefriedigung im Interesse langfristiger Zielsetzungen zu widerstehen. Fleiß und Sparsamkeit, letztere heute bezeichnenderweise als »Konsumverzicht« etikettiert, sind schätzenswerte Eigenschaften.
5. Der Angehörige der Mittelklasse ist im allgemeinen ein *kühler Rechner*, tut nichts planlos, weiß seine Zeit gut einzuteilen, ist aller Verschwendung abhold. Freizeit muß »sinnvoll«, »konstruktiv« verbracht werden.
6. Die Pflege der *human relations* ist entscheidend. Dazu bedarf es der Einübung und Beobachtung gewisser Konventionen. Bestimmte Redensarten und Gesten sind besonders prestige- und publikumswirksam. Höflichkeit wird ganz groß geschrieben.
7. Ausfluß der bisher genannten Normen und Verhaltensweisen ist die *Achtung und Wertschätzung gegenüber dem durch Leistung und Fleiß redlich erworbenen Eigentum*. Eine der wichtigsten Quellen dieser Achtung und Wertschätzung liegt in der Ethik individueller Verantwortlichkeit (vgl. oben 2.). Eigentum ist außerdem der sichtbarste Beweis von Leistung, das am weitesten verbreitete, jedermann verständliche Symbol für »Wert«. Es ist äußeres Statusabzeichen für den Angehörigen der Mittelklasse. Es stellt sich vor allem dar in der Form einer verfeinerten Wohnkultur und eines »guten Geschmacks«. »Zum Schluß unserer Bemerkungen zum Eigentumsrecht als einem Eckpfeiler der Mittelklassen-Ethik sei darauf hingewiesen, wie sehr die Wohnung oder das Haus einer Familie der Mittelklasse ein sorgfältig geordnetes Museum von Gebrauchsgegenständen ist, die ausgestellt werden, weil sie ein hohes Maß »zu Form gewordener Arbeit« darstellen. . . . Die Kinder der Mittelklasse werden dazu erzogen, solchen Gegenständen und der Anordnung, in der sie liebevoll arrangiert wurden, entsprechende Achtung zu zollen«¹⁷.

¹⁷ *A. K. Cohen*, a. a. O., 69 f. – »Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß dem Sozialprestige der Wohnstätte in Zukunft ein steigender Einfluß auf die Verbrauchsstruktur immer größerer Konsumentenkreise zugemessen werden muß . . . Wesentlich vom Prestigegeanken her beeinflusst ist auch die Anschaffung einer modernen oder durch einen besonderen Stil geprägten Wohnungseinrichtung«. *H. Kreikenbaum* – *G. Rinsche*, *Das Prestigemotiv in Konsum und Investition*, Berlin 1961, 155/157. »Die Bedeutung, die früher der Wohnung und Wohnungseinrichtung als Statusindikator der Beamten zukam, kommt in dem prozentua-

Es ist ein Topos der traditionellen Theologie, daß Gott sich der *causae secundae* sowohl in seiner Schöpfungs- wie in seiner Erlösungsordnung bedient, daß die »*circumstantiae*«, die Dinge, die im Raum um den Menschen »herumstehen« und ihn entweder fördern oder hart bedrängen, auch für das Kommen und Gehen des Heils von nicht leicht zu überschätzender Bedeutung sind. Das gilt sicher auch und nicht zuletzt für die Berufung eines jungen Menschen zum Priestertum. Zu diesen *circumstantiae* gehören vor allem das soziale Milieu, in dem ein Mensch heranwächst und lebt, sowie die zentralen Werte und Normen, die in ihm wirksam sind¹⁸.

Es liegt auf der Hand, daß die Einübung und Verinnerlichung eines großen Teils der Normen und Grundsätze, die wir oben als für die Vertreter der Mittelklasse typisch dargestellt haben, rein natürlich gesehen – und diese Betrachtung ist legitim nach dem Axiom: *Gratia non destruit, sed praesupponit et perficit naturam*¹⁹ – einen nicht zu unterschätzenden Ansatzpunkt für den Ruf zum Priestertum und die Übernahme priesterlicher Verantwortung bilden. Dem entspricht einmal die Erfahrung, daß der Priester (»Pfarrer«), wie repräsentative Umfragen ergeben haben, bei der Beurteilung des sozialen Status mehrerer Berufsgruppen soziologisch im allgemeinen an der Grenze zwischen dem mittleren und oberen Drittel angesiedelt und auch in der soziologischen Literatur durchweg zur oberen Mittelklasse gerechnet wird²⁰, zum anderen die Tatsache, daß der größte Teil unserer Theo-

len Anteil der Wohnungskosten an den Gesamtausgaben der Beamten zum Ausdruck.« Ebd. 155. Dieser Anteil liegt nämlich bei gleichem Einkommen erheblich höher als bei den Arbeitern, während es bei den Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel genau umgekehrt ist.

¹⁸ Vgl. *Wilhelm Weber*, Der Einfluß der sozialen Umwelt auf das religiös-sittliche Verhalten, in: *Theologie und Glaube*, 52. Jg., 1962, H. 3, 176–189. – Der amerikanische Geistliche und Romanautor *Leo Trese* schreibt einmal sehr anschaulich, wie die von ihm als Meßbub bei seinem Pfarrer beobachteten sauberen Fingernägel ihn sehr beeindruckt haben und in ihm den Wunsch weckten, auch Pfarrer zu werden, um auch so saubere Fingernägel zu haben.

¹⁹ Es fällt Theologen nach meinen Erfahrungen im allgemeinen nicht leicht, soziologisch zu denken (das ist in diesem Falle mit »natürlich« gemeint), da sie in ihrer Ausbildung, wie mir scheint, allzu einseitig daran gewöhnt werden, alles und jedes ausschließlich »*sub specie aeternitatis*«, d. h. durch die »theologische Brille« zu sehen. Selbstverständlich kann und soll ich die Normen und Werthaltungen, die der Priester in seinem Leben und Wirken verinnerlichen soll, in erster Linie im Lichte der *Theologia ascetica* sehen; aber es verschlägt nichts, wenn ich dieselben Normen und Werthaltungen auch einmal nach ihrer soziologischen Relevanz hin betrachte. Das und nichts weiter soll hier versucht werden.

²⁰ Vgl. *R. Dahrendorf*, *Deutsche Richter*. Ein Beitrag zur Soziologie der Oberschicht, in: *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, 179.

logiestudenten (und dementsprechend auch unserer Priester) – sowohl absolut wie relativ gesehen – der Mittelklasse unserer Gesellschaft entstammt.

Folgende tabellarische Übersicht kann das illustrieren:

Tabelle 1: Die Theologiestudenten in den größeren Seminarien (= über 100 Studenten) der BRD im Jahre 1958 nach den Berufen ihrer Väter²¹.

Soziale Stellung im Beruf	Zu der in Spalte 1 bezeichneten sozialen Stellung gehören in v. H.		
	von der ges. männl. Erwerbsbevölkerung in der BRD (1950)	von den Vätern der Theologen (1958)	3 : 2
1	2	3	4
1. Selbständige und mit-helfende Familienangehörige	20,1	35,2	1,75
2. Beamte	4,8	20,0	4,17
3. Angestellte	12,2	14,3	1,17
4. Arbeiter	48,8	23,6	0,48
5. Selbstständige Berufslose (Rentner, Pensionäre usw.)	14,1	6,9	0,49
	100,0	100,0	—

Die Zahlen der Tabelle 1 lassen, wenngleich ungenügend differenziert, die Tendenz erkennen, daß mit steigendem sozialen Status ihrer Väter die Zahl der anteiligen Theologiestudenten an der Gesamtzahl der Theologiestudenten in der BRD relativ sehr stark zunimmt. Am interessantesten ist offenbar Spalte 4, die den relativen Anteil der Berufe der Väter von Theologiestudenten zum relativen Anteil derselben

²¹ Berechnet nach *J. Dellepoort, N. Greinacher, W. Menges*, Die deutsche Priesterfrage, Mainz 1961, 118 und 201. – Der Vergleich zwischen 2 verschiedenen Jahren (1950 und 1958) ist an und für sich statistisch nicht sauber. Jedoch darf davon ausgegangen werden, daß sich die Zahlenwerte der Spalte 2 zwischen 1950 und 1958 nicht wesentlich geändert haben, so daß die Aussagekraft der Tabelle nicht tangiert wird.

Berufe an der gesamten männlichen Erwerbsbevölkerung in der BRD in Beziehung setzt. Danach stehen die Beamten mit der Meßziffer 4,17 eindeutig an der Spitze und führen überragend vor allen anderen Gruppen. Die Meßziffer besagt, daß mehr als viermal soviel Väter von Theologiestudenten Beamte sind, als man es bei rein zufallswahrscheinlicher Häufigkeitsstreuung erwarten könnte. Der neue Mittelstand, der vor allem in der wachsenden Beamtenschaft (wie differenziert diese in sich auch immer sein möge) seinen sozialen Ort hat, ist demnach, wenigstens zur Zeit, *das* Reservoir für Theologiestudenten in der BRD. Den Beamten folgen die Selbständigen (1,75), die Angestellten (1,17), die Arbeiter (0,48) und die Berufslosen (0,49). Die Arbeiterschaft ist also in der Bereitstellung des theologischen Nachwuchses weit unterdurchschnittlich repräsentiert.

Zum Vergleich mit dieser Betrachtung auf dem Gebiet der gesamten BRD sei noch eine Primärerhebung eines münsterischen Theologiestudenten herangezogen, die sich mit den Verhältnissen in der Diözese Münster befaßt²²:

Tabelle 2: Die Theologiestudenten nach den Berufen ihrer Väter im Bistum Münster in den Jahren 1951, 1956, 1961²³.

Soziale Stellung im Beruf	Die in Spalte 1 bezeichnete soziale Stellung bekleideten in v. H. von den Vätern der Theologiestudenten im Bistum Münster		
	1951	1956	1961
1	2	3	4
1. Selbständige und mit-helfende Familienangehörige	41,0	39,4	41,4
2. Beamte	35,3	31,7	26,3
3. Angestellte	14,8	17,7	17,8
4. Arbeiter	8,9	11,2	14,5
5. (entfällt; geht in 1–4 auf)	—	—	—
	100,0	100,0	100,0

²² H. G. Krüger, Stand an Priestern im Bistum Münster (Maschinenschrift), Münster 1962.

²³ Vgl. ebd., 42.

Ein Vergleich dieser Zahlen mit den anteiligen Werten der einzelnen Berufe an der gesamten erwerbstätigen männlichen Bevölkerung der BRD wie in Tabelle 1, Spalte 2, ist nicht möglich, da die Verhältnisse in der BRD nicht gleichzeitig für das Gebiet der Diözese Münster repräsentativ sind. Für die Diözese Münster liegen leider keine vergleichbaren Zahlen vor, was die Aussagekraft der Tabelle 2 sehr beeinträchtigt. Aber unter einem anderen Gesichtspunkt ist die Tabelle sehr aufschlußreich. Sie läßt erkennen, daß der Anteil der Angestellten und der Arbeiter unter den Vätern der Theologiestudenten des Bistums Münster in den zehn Jahren zwischen 1951 und 1961 zwar leicht, aber stetig gewachsen ist. Es ist kaum anzunehmen, daß diese Entwicklung auf strukturelle Veränderungen in der berufsmäßigen Zusammensetzung der Bevölkerung im Bistum Münster zurückzuführen ist, jedenfalls nicht in diesem Ausmaß. Ob die Entwicklung in anderen Teilen der BRD eine Entsprechung hat, ob sie in Zukunft anhalten wird, das sind Fragen, auf die bisher wegen mangelnder Unterlagen noch keine Antwort gegeben werden kann, die aber in den nächsten Jahren mit besonderer Aufmerksamkeit beachtet zu werden verdienen, da sie auf die Anbahnung eines neuen Verhältnisses von Priester und Arbeiterschaft hindeuten könnten²⁴.

Die oft oberflächlich hingeworfene Bemerkung, früher seien die meisten Theologen vom Lande, aus der bäuerlichen Bevölkerung gekommen, heute sei das nicht mehr der Fall, also müsse mit dem Bauerntum religiös manches nicht mehr in Ordnung sein, simplifiziert und verfälscht damit einen sehr komplexen sozialen Sachverhalt. Es wird dabei übersehen, daß der Anteil der bäuerlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung seit der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ständig zurückgegangen ist, und zwar sowohl relativ wie auch absolut. Hand in Hand damit ging, als Ursache und Folge zugleich, ein stürmischer Urbanisierungsprozeß²⁵. Man übersieht dabei ferner, daß ein ständig wachsendes Angebot akademischer Ausbildungsmöglichkeiten und neuer Fachrichtungen einem nicht geringen

²⁴ Daß die Tendenz in den USA ähnlich verläuft wie in Deutschland, dürfte sich leicht aus der weitgehenden Parallelität der gesellschaftlichen Entwicklung in den beiden Ländern erklären. Vgl. dazu *Friedrich Baerwald*, Zwei Meinungsbefragungen in einem amerikanischen Priesterseminar, in: Jahrbuch des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften der Universität Münster, Bd. 1, Münster i. W. 1960, 109–128, bes. die Übersicht auf Seite 113.

²⁵ »In Deutschland wuchs der Anteil der Stadtbevölkerung zwischen 1871 und 1939 von 36 % auf 70 %, in Frankreich zwischen 1846 und 1936 von 24 % auf 52 %, in der Schweiz zwischen 1850 und 1930 von 33 % auf 64 %.« *Wilhelm Abel*, Agrarpolitik, 2. Aufl. Göttingen 1958, 44.

Teil der akademisch interessierten jungen Leute aus dem Bauernstand die Möglichkeit bietet, auch ohne das Priestertum zu erstreben, sich als aktive Laien für die Kirche zur Verfügung zu stellen. Das gilt natürlich nicht nur für die Landbevölkerung. Man übersieht dabei endlich, daß sich neben dem Bauerntum, also dem alten Mittelstand, neue und starke Mittelschichten gebildet haben, die in hervorragendem Maße Normen, Wertvorstellungen, Verhaltensweisen entwickeln, die das Erstreben priesterlicher Verantwortlichkeit und die Bejahung priesterlicher Existenz, rein natürlich betrachtet, in starkem Maße begünstigen (Beamten-schaft).

Was folgt daraus?

II.

Der Priester von heute lebt aufgrund seiner Herkunft, seiner Bildung und seines Lebensstils als Angehöriger einer anerkannt privilegierten Schicht, der Mittelklasse oder der oberen Mittelklasse, in einer Gesellschaft, in der »die Ideologie der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« so weit geht, daß jede Erwähnung des »Oben«, sei es als »Elite«, sei es als »herrschende Klasse«, schockierend empfunden und beiseitegeschoben wird.«²⁶. Aber selbst ein schlechtes Gewissen findet bei der Erwähnung dieser gesellschaftlichen Unterschiede eine Bestätigung in der Tatsache, »daß zumindest im Bewußtsein der Arbeiter die Dichotomie in »oben« und »unten« eine bleibende Realität ist. . . . Andererseits ist jedoch das schlechte soziologische Gewissen auch selbst ein Symptom für das Selbstverständnis moderner Oberschichten.«²⁷.

Als Angehöriger der Mittelklasse zählt der Priester zu jener gesellschaftlichen Schicht, die tonangebend ist, die als Maßstab oder Zollstock gesellschaftlich anerkannten Verhaltens gilt, weil sie sich Normen und Kriterien unterwirft, die den Rang gesellschaftlich zentraler Werte erlangt haben. Der gesellschaftliche Status, das soziale Prestige bemißt sich nach dem »Grad der Teilhabe an der Verwirklichung der zentralen Werte.«²⁸. Welcher Art diese Normen und Kriterien sind, haben wir bereits weiter oben darzustellen versucht. Hier ist noch einschränkend zu bemerken, daß diese Kriterien selbstverständlich nicht in reiner Form und in gleicher Stärke und vor allem nicht vollzählig bei jedem Vertreter der Mittelklasse zu finden sind. Es handelt sich vielmehr um

²⁶ R. Dahrendorf, a. a. O. 177.

²⁷ Ebd.

²⁸ Heinz Kluth, Sozialprestige und sozialer Status, Stuttgart 1957, 27.

idealtypische, d. h. in isolierender und (oder) pointiert hervorhebender Abstraktion aus der sozialen Wirklichkeit gewonnene Charakteristika eines sozialen Phänomens (im vorliegenden Falle der Mittelklasse), die dessen Wesentliches darstellen (z. B. *der* Manager, *der* Kaufmann, *der* Mittelklassenvertreter). D. h., die Mittelklasse ist keineswegs homogen, sondern ein sehr heterogenes Gebilde, aber bei aller Heterogenität doch dadurch charakterisiert, daß ihre Vertreter sich nicht über eine bestimmte Grenze hinaus von den sie kennzeichnenden Kriterien entfernen dürfen, ohne damit den Verlust ihres Status zu riskieren. »Die Fähigkeit, den oben beschriebenen Normen zu entsprechen und so einen gewissen Status zu erlangen, ist nicht einfach eine Frage des Willens. Konformität mit diesen Normen ist ohne Schwierigkeiten möglich, wenn das Kind sie verinnerlicht hat, weil es in einer Welt aufgewachsen ist, in der diese Normen durch Vorbild, Gebot und Belohnung immer wieder demonstriert worden sind, in einer Welt, in der das Kind durch ständige Übung die notwendigen Fähigkeiten und Gewohnheiten erlernt hat«²⁹.

Man kann also sagen, daß es einen klassenbedingten Vorsprung bzw. ein klassenbedingtes Handicap im Erwerb solcher persönlicher Fähigkeiten gibt, die für die Erlangung des Mittelklassen-Status und die Verinnerlichung der ihm entsprechenden Normen unabdingbar sind³⁰. Dem tut die Tatsache keinen Abbruch, daß – ähnlich wie die Mittelklasse eine beachtliche Heterogenität aufweist – die Grenzen zwischen Mittel- und Unterklasse im ständigen Fluß sind, daß trotz einer gewissen Stabilität innerhalb des Klassengefüges der Gesellschaft ein ständiges Auf- und Absteigen stattfindet. Die Möglichkeit des Auf- und Absteigens, gewöhnlich als vertikale soziale Mobilität bezeichnet, ist Vorbedingung eines langfristigen sozialen Umschichtungsprozesses, der Integration von Unterklassen-Existenzen in die Mittelklasse. »Einige unserer besten Beispiele für die ›Kultur der Mittelklasse‹ finden wir in aufsteigenden Familien aus der Unterklasse«, bemerkt *Cohen*³¹. Einer auf Geburtsständen basierenden Gesellschaftsauffassung wie der

²⁹ A. K. Cohen, a. a. O., 70.

³⁰ Es dürfte als erwiesen gelten, »daß das Besitzerlebnis das Ergebnis eines psychischen Gewöhnungs- und Lernprozesses ist, und in diesem Lernprozeß stehen weite Kreise erst auf einer Anfangsstufe; die Nur-Verbraucher haben nicht einmal diese Anfangsstufe erreicht. Diesen Kreisen vorzuwerfen, sie *wollten* kein Vermögen (in »höheren« Formen) bilden, wäre ebenso absurd wie etwa die Aussage, ein sechsjähriger Schüler »wolle« keine quadratische Gleichung lösen; beiden mangelt die Fähigkeit«. *Hartmut Michel*, Eigentumspolitik. Voraussetzungen und Wirkungen aus psychologischer Sicht, Tübingen 1962, 109.

³¹ A. K. Cohen, a. a. O., 70.

des Mittelalters sind solche Vorgänge nahezu unbekannt und gedanklich schlecht vollziehbar³². Man nimmt Statusunterschiede, die zudem noch durch äußere rechtlich fixierte Statussymbole unterstrichen werden, als gottgewollt, auf jeden Fall aber als mehr oder weniger selbstverständlich frag- und problemlos hin³³. Soziale Anpassungsprobleme moderner Natur gibt es daher kaum. Daß auch der Priester in einem solchen gesellschaftlichen Gefüge seinen ihm bestimmten Ort fraglos und unangefochten einnahm, versteht sich am Rande.

Das wurde anders, als die hierarchische Ordnung der Geburts- und Berufsstände mittelalterlicher Prägung immer mehr in Frage gestellt und schließlich beseitigt wurde. Mit der Verkündigung des Prinzips der Gleichheit und der Freiheit war das Fernziel der »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« modernster Prägung zumindest ideologisch anvisiert. Daß jedoch Freiheit und Gleichheit, wenigstens in dem von den Vätern der französischen Revolution und ihren ideologischen Hintermännern verstandenen Sinne, ein in höchstem Maße ungleiches und antagonistisch veranlagtes Geschwisterpaar sind, hat nicht nur *Donoso Cortés* bereits frühzeitig in scharfsinniger Weise erläutert, sondern ist uns als schmerzliche geschichtliche Erfahrung des 19. Jahrhunderts in lebhafter und bleibender Erinnerung. Von den beiden von *Cortés* veranschlagten Alternativen, daß nämlich entweder die völlige Gleichmacherei sich nicht mit der Freiheit vertrage, oder aber daß ungezügelter Freiheit mit Notwendigkeit zu größter sozialer Ungleichheit führen müsse, hat sich die letzte in erschreckender Weise bestätigt. Da jedoch die Gleichheit als ein weiterhin erstrebenswertes Ziel erachtet wurde, blieb nichts anderes übrig, als die Freiheit technisch zu »organisieren« (darin treffen sich Neo-Sozialismus und Neo-Liberalismus in frappierender Weise, wenn auch die Meinungen über einzelne Maßnahmen dieser technischen Organisation von »Freiheit« oft erheblich

³² Im Grunde liegt der Selbstverständlichkeit, mit der die beschriebene soziale Mobilität nicht nur hingenommen, sondern gutgeheißen wird, eine Anthropologie zugrunde, die eine Mentalität zu schaffen geeignet ist, die es dem modernen Menschen erleichtert, ohne große Geburtswehen aus seinen zum Teil geschichtlich gewordenen und daher nur relativ gültigen gesellschaftlichen Verflechtungen entbunden zu werden. Es ist eine Anthropologie, die seine unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen und sozialen Erfolges stehende dynamische Arbeits- und Berufsidee ideologisch unterstützt, die gegenüber der ständisch orientierten Berufsvorstellung des Mittelalters etwas Traditionsloses an sich hat.

³³ Für die ideologische Untermauerung dieser Gesellschaftsauffassung bietet die Predigtliteratur des hohen und ausgehenden Mittelalters eine unerschöpfliche Fundgrube. Vgl. *Joseph Höffner*, Bauer und Kirche im deutschen Mittelalter, Paderborn 1939, passim.

auseinandergehen mögen), um jedem die Chance zu geben, jedem anderen nach Möglichkeit gleich zu werden. Die Tendenzen zur gesellschaftlichen Nivellierung sind so unverkennbar, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man sie einzeln aufzählen. Das aber, worin jeder jedem gleich werden soll oder gleich zu werden trachtet, ist inhaltlich durch den sozialen Status definiert, der die gesellschaftlich zentralen Werte verkörpert. Diesen Status, aus welchen Gründen auch immer, nicht zu erreichen, muß in einer Gesellschaft, die nach dem Gesetz der Gleichheit im Sinne der gesellschaftlichen Nivellierung angetreten ist, objektiv als Makel gelten und subjektiv in den meisten Fällen auch als ein solcher empfunden werden.

Den gesellschaftlich gültigen Status, aus welchen Gründen auch immer, nicht zu erreichen, heißt zu einer Unterklassen-Existenz verurteilt zu sein. Das ist um so nachteiliger, als diese Existenz zugleich ein entscheidendes Handicap für die Erlangung des allgemein erstrebten Status durch die nachfolgende Generation darstellt. »Das Unterklassenkind tritt also mit einem Handicap in das ›Statusspiel‹ ein, und in dem Maße, als es ihm etwas ausmacht, was die Leute aus der Mittelklasse von ihm denken oder es die herrschende Einstellung der Mittelklasse zur Frage der sozialen Stellung verinnerlicht hat, kann man annehmen, daß es sich in gewisser Weise ›schämt‹ oder sich mit einer ›Schande‹ behaftet sieht«³⁴. Was die amerikanische Soziologin und Anthropologin *Margaret Mead* für ihre amerikanische Gesellschaft glaubt feststellen zu dürfen, das dürfte, vielleicht mit geringfügigen Einschränkungen, auch für unsere deutsche gelten: »Die Überzeugung, es sei eine unvergebare Sünde, wenn es einem nicht gelänge voranzukommen, diese Überzeugung liegt bei uns tiefer als jede Verurteilung eines Vergehens gegen die Zehn Gebote«³⁵.

Mit anderen Worten, da auch die Vertreter der Unterklasse das geltende soziale Leitbild nicht völlig ignorieren können und es auch de facto nicht ignorieren³⁶, auf der anderen Seite aber wenig Chancen haben, ihm zu entsprechen, muß ihnen ein Gefühl der Frustration, der Enttäuschung, des Ungenügens ständig gegenwärtig sein³⁷. In einer

³⁴ *A. K. Cohen*, a. a. O., 83.

³⁵ *Margret Mead*, *And Keep Your Powder Dry*, New York 1942, 197; zit. nach *Cohen*, a. a. O., 83.

³⁶ »Die Ethik der Mittelklasse tritt dem Jungen aus der Unterklasse im Leben seiner Eltern und der Eltern seiner Spielkameraden mit großer Wahrscheinlichkeit in stark ›verdünnter‹ Form in Theorie und Praxis entgegen.« *A. K. Cohen*, a. a. O., 71.

³⁷ »Der Arbeiter ist keineswegs mit seiner und seiner Klasse Stellung zufrieden, er

Gesellschaft, in der sich das Leitbild einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft« ideologisch fixiert hat, sind ständige Anpassungsprobleme der Kern aller sozialen Spannungen. »In dem Maße, als (der Vertreter der Unterklasse) Mittelklassenstatus sucht, weil ihm daran gelegen ist, daß die Leute aus der Mittelklasse eine gute Meinung von ihm haben, oder weil er selbst in gewissem Grade Maßstäbe der Mittelklasse verinnerlicht hat, steht er einem Anpassungsproblem gegenüber, das eine Lösung verlangt«³⁸.

Die Lösung dieses Problems kann, je nach Temperament und Veranlagung, je nach Stellung innerhalb der Unterklasse³⁹, sehr unterschiedlich ausfallen. So ist es denkbar und erwiesen, daß ein Teil der Unterklasse (die »untere Unterklasse«) schließlich in bewußte Abwehrstellung geht, das Anpassungsproblem also völlig negativ »löst«, bis zur kriminellen Opposition gegen die Ideale der Mittelklasse und besonders gegen deren sakrosankte Statussymbole (Eigentumsdelikte, Sachbeschädigungen usw.). Eine zweite, weniger radikale »Lösung« besteht in der Flucht, d. h. in dem mehr oder weniger geglückten Versuch, eine zwar nicht gerade feindselige, aber doch zum mindesten indifferente Haltung gegenüber den Normen und Wertvorstellungen der Mittelklasse einzunehmen. Eine konsequent durchgehaltene, ehrliche und unkomplizierte Indifferenz ist jedoch auf längere Sicht die unwahrscheinlichste Lösung. »Wie vollständig und erfolgreich jemand sich auch mit seinem niedrigen sozialen Status abfindet, die Vitalität und Werbekraft der Zielsetzungen der Mittelklasse . . . wird sich trotzdem herausstellen – nämlich in den Erwartungen und Hoffnungen, die er in seine Kinder setzt. Er hat vielleicht keine hochfliegenden Pläne, aber er möchte doch, daß es seinen Kindern einmal besser geht als ihm«⁴⁰.

Indifferenz ist keine Lösung von Dauer. Sie ist schwer zu erreichen und läßt daher meist einen dauernden schmerzlichen Stachel zurück. Aus diesem Grunde bleibt als positive Lösung des Anpassungsproblems nur die Möglichkeit, die Herausforderung des Statussystems der Mittelklasse anzunehmen, seine Normen und Wertvorstellungen zu verinnerlichen und das Statusspiel nach den gültigen Regeln mitzuspielen.

fühlt sich anderen Klassen gegenüber zurückgesetzt. »Der Arbeiter fühlt sich unterprivilegiert.« *Hartmut Michel*, a. a. O., 112.

³⁸ *A. K. Cohen*, a. a. O., 90.

³⁹ Auch von ihr gilt natürlich, daß sie in hohem Grade heterogen ist, so daß man sich daran gewöhnt hat, zwischen »unterer Unterklasse«, »mittlerer Unterklasse« und »oberer Unterklasse« zu unterscheiden.

⁴⁰ *A. K. Cohen*, a. a. O., 94.

Mögliches und wahrscheinliches Ergebnis: Aufstieg aus der oberen Unterklasse in die Mittelklasse, wenn nicht in der eigenen, dann doch wenigstens in der Generation der eigenen Kinder. Man kann das positive Ergebnis der geglückten Anpassung auch als Integration in die Gesellschaft bezeichnen.

Man hat in der religiösen Abständigkeit und im Antiklerikalismus der Arbeiterschaft des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts mit Recht ein Problem mangelnder Anpassung, fehlender Integration gesehen. *Joseph Höffner* spricht von einer vierfachen Desintegration, der sich die Arbeiterschaft während der Epoche des Frühkapitalismus ausgesetzt sah, von der gesellschaftlichen, der beruflichen, der wirtschaftlichen Desintegration und Verelendung und endlich von der religiösen Desintegration⁴¹. Dabei berühren die drei ersten Formen offensichtlich den sozialen Status und stehen in einem gewissen Bedingungsverhältnis zur religiösen Desintegration.

Diesen Wandel der Verhältnisse hat der Katholizismus des 19. Jahrhunderts lange nicht begriffen, er konnte ihn auch kaum begreifen. Zu sehr lebte der Klerus in den alten überkommenen gesellschaftlichen Vorstellungen, als daß dem aufsteigenden marxistischen Sozialismus allzu große Überzeugungskraft hätte abverlangt werden müssen, um der verproletarisierten Arbeiterschaft klar zu machen, die Kirche halte es mit der besitzenden Klasse, mit den Ausbeutern.

Je mehr Vertretern der Unterklasse der Aufstieg in die Mittelklasse gelingt, und die Bedingungen sind dafür heute zum Teil günstig, günstiger denn je zuvor⁴², desto mehr besteht die begründete Vermutung, daß sich auch ein neues Verhältnis zwischen Arbeiterschaft und Kirche, zwischen Arbeiter und Priester anbahnt. Vielleicht kündigt sich dieses neue Verhältnis bereits in dem leicht steigenden Anteil der Arbeiter unter den Vätern der Theologiestudenten im Bistum Münster in dem

⁴¹ Vgl. *Joseph Höffner*, Die deutschen Katholiken und die soziale Frage im 19. Jahrhundert, Paderborn o. J. (1955), 10 ff.

⁴² Das wird, wie Umfragen zeigen, u. a. durch den Optimismus bestätigt, mit dem die Aufstiegschancen begabter, aber unbemittelter Angehöriger unserer Gesellschaft beurteilt werden. So antworteten bei einer repräsentativen Umfrage in der BRD im September 1958 auf die Frage: »Glauben Sie, daß hier bei uns jemand mit besonderen Fähigkeiten gute Aussichten hat für ein erfolgreiches Vorwärtsgelangen, auch wenn seine Eltern arm sind?« 72 % mit »Ja, hat gute Aussichten«, 15 % mit »Nein, hat keine guten Aussichten«, 13 % enthielten sich der Stimme. In den meisten Ländern, die in eine internationale Befragung einbezogen wurden, wurden die Aufstiegschancen von Begabten aus armen Familien noch positiver beurteilt als in der BRD. Vgl. *Umfragen. Ergebnisse und Probleme der Zeit im Urteil der Bevölkerung*, Bd. 2, hrsg. v. DIVO-Institut, Frankfurt a. M. 1959, 123 f.

Jahrzehnt zwischen 1951 und 1961 an⁴³. Auf jeden Fall ist die vertikale soziale Mobilität unserer Gesellschaft und die in ihr liegende potentielle Verringerung der sozialen Distanz zwischen den Klassen noch nie so stark gewesen wie heute⁴⁴.

Der auf die Gewährung gleicher Chancen für alle Bürger bedachte moderne Wohlfahrtsstaat fördert die in der vertikalen sozialen Mobilität der Gesellschaft latent vorhandenen Aufstiegsmöglichkeiten auf vielfache Art und Weise, durch Schulgeldfreiheit, Begabtenstipendien, Weitergewährung des Kindergeldes für noch in der Ausbildung stehende Kinder bis zum 25. Lebensjahr, zweiten Bildungsweg usw. Allerdings bleiben diese positiven Stützen in ihrer Wirksamkeit auf die (jedoch von Tag zu Tag zahlreicher werdenden) Fälle beschränkt, in denen Unterklassenvertreter die »Ethik der Mittelklasse« bewußtseinsmäßig bereits verinnerlicht haben, d. h. auf solche Vertreter der oberen Unterklasse, die bereit sind, in den Wettbewerb des gesellschaftlichen Statusspiels einzutreten und sich an seine Spielregeln zu halten⁴⁵. Sie müssen dagegen notwendigerweise unwirksam bleiben bei all jenen Angehörigen der Unterklasse, bei denen diese Verinnerlichung fehlt, mag es sich dabei um eine echt oder schlecht motivierte Indifferenz (»mittlere Unterklasse«) oder gar um eine bewußte Abwehr gegenüber dieser Mittelklassen-Ethik handeln (»untere Unterklasse«; Asoziale).

Trotz den in der sozialen Mobilität liegenden und öffentlich geförder-

⁴³ Vgl. oben S. 82, Tabelle 2.

⁴⁴ »Wenngleich man . . . die Industriegesellschaften der Gegenwart nicht als schlechthin »nivellierte Mittelstands-Gesellschaften« bezeichnen kann, so hat sich doch im Zuge der Anhebung des Lebensstandards, der Gewährung der staatsbürgerlichen Freiheits- und Gleichheits-Rechte an alle der Abstand zwischen den sozialen Schichten im Bewußtsein der Gesellschaftsmitglieder (und in der sozialen Realität; W. W.) verringert. So empfindet etwa heute ein einfacher Industriearbeiter im allg. seinen Abstand zu den Mittelschichten nicht mehr so scharf wie das noch vor 50 Jahren der Fall war.« Wolfgang Vogt, Art. »Soziale Schichtung«, in: Staatslexikon, 6. Aufl., Bd. 6, Freiburg i. Br. 1962, 261. – Vgl. zu dem ganzen hier behandelten Fragenkomplex auch noch Karl-Martin Bolte, Prestigestrukturen in der industriellen Gesellschaft, in: Die neue Gesellschaft, 2. Jg., 1955, H. 2, 26 ff.

⁴⁵ Nur am Rande sei vermerkt, daß der soziale Aufstieg in die Mittelschicht und innerhalb der Mittelschicht in Übereinstimmung mit dem Axiom: Natura non facit saltus im allgemeinen nicht allzu kometenhaft erfolgt, sondern über verschiedene Zwischenstufen geht, wobei der Beruf des Volksschullehrers noch heute z. T. eine Schlüsselstellung einnimmt. »Er ist gewissermaßen der erste Schritt für Kinder aus der unteren Mittelschicht, aber auch aus den Unterschichten, die ihre soziale Lage verbessern wollen. So erklärte sich sowohl die Tatsache, daß fast ein Fünftel aller Volksschullehrer aus Arbeiterfamilien stammen, als auch die, daß etwa jeder dreizehnte Student, Richter und Universitätsprofessor einen Volksschullehrer zum Vater hat.« R. Dahrendorf, a. a. O., 186.

ten Aufstiegschancen muß heute und auch für die Zukunft weiterhin mit der Existenz einer zahlenmäßig starken Unterklasse gerechnet werden, die, sei es durch Herkunft, Veranlagung, Erziehung usw. bedingt, sich mit dieser Existenz mehr schlecht als recht abfindet. In einer Zeit, die diese Existenz bona fide oder ideologisch verbrämt als gottgewollt hinzustellen sich bemühte, mag das ohne größere nachteilige Auswirkung auf die Gesamtgesellschaft gewesen sein. Heute dagegen ist sie notwendigerweise Ursache latenter oder auch offener sozialer Spannungen. Das Problem der Anpassung taucht daher in immer neuen Varianten auf.

Es liegt auf der Hand, daß die Existenz einer zahlenmäßig starken Unterklasse von der beschriebenen Art auch weiterhin *das* Sorgenkind der Kirche bleibt. Nicht nur, daß aus dieser Schicht, wie oben nachgewiesen, kaum Priesternachwuchs zu erwarten ist; selbst die Verinnerlichung der Minimalforderungen religiöser Betätigung von seiten der Kirche bedeutet für sehr viele Angehörige dieser Klasse offenbar bereits eine Überforderung und ruft Widerstand hervor⁴⁶. Die Tatsache dagegen, daß die Forderungen und Erwartungen der Kirche, jedenfalls soweit es sich um die äußere Betätigung religiöser Übungen handelt, von den Angehörigen der Mittelklasse relativ bedeutend leichter und selbstverständlicher erfüllt werden, legt die Vermutung nahe, daß zwischen den religiösen Forderungen der Kirche und den Normen der Mittelklassen-Ethik eine gewisse Wahlverwandschaft besteht. Etwas thesenhaft könnte man vielleicht sagen, daß manche der Normen der Mittelklassen-Ethik eine gemilderte und profanierte Fassung christlicher Ethik und kirchlicher Forderungen, Empfehlungen und Räte darstellen. Das dürfte besonders für die Verinnerlichung langfristiger Ziele auf Kosten unmittelbarer Lustbefriedigung, für die »innerweltliche Askese« und deren Inhalte gelten. Daß die Verinnerlichung solcher Normen, rein natürlich gesehen, eine nicht zu unterschätzende Rolle für die Verinnerlichung »verwandter« religiöser Forderungen spielen dürfte, wurde bereits im Zusammenhang mit den natürlichen Voraussetzungen für die Berufung zum Priestertum erörtert.

Thomas von Aquin gab sich über das Ausmaß der sittlichen Ansprüche, die man an die Masse der Menschen stellen darf, keiner Täuschung hin;

⁴⁶ Das wird immer wieder aufs neue durch zahlreiche Primärerhebungen über die religiöse Praxis nach Berufsgruppen oder sozialer Stellung bestätigt, und zwar nicht nur für die BRD, sondern auch für alle anderen Industrieländer der Erde, die eine ähnliche soziale Schichtung aufweisen. Vgl. u. a. *Joseph Höffner*, Industrielle Revolution und religiöse Krise. Schwund und Wandel des religiösen Verhaltens in der modernen Gesellschaft, Köln-Opladen 1961, vor allem 33 ff.

er hielt sie schlechthin für nicht tugendhaft⁴⁷. In dieser Hinsicht war *Thomas* ganz nüchterner Realist. Nachdem die einer vernunftbesseren Aufklärung entsprungenen, durch nichts gerechtfertigten Perspektiven einer »Erziehung des Menschengeschlechtes« (*G. E. Lessing*, 1751 ff.) zu immer höherer Vollkommenheit und Humanität durch die Erfahrungen der letzten 150 Jahre einen argen Stoß erlitten haben und einer ruhigeren Betrachtung der Dinge gewichen sind, erweist sich die Erkenntnis des hl. *Thomas* immer mehr als von zeitloser Gültigkeit. Es wird in der menschlichen Gesellschaft (auch und vielleicht gerade in derjenigen, die das Ideal der »Klassenlosigkeit« auf ihre Fahnen geschrieben hat) immer ein »Oben« und ein »Unten« und ein »in der Mitte« geben.

Für den Priester ergibt sich aus diesen Erkenntnissen, daß er, der nach dem allgemeinen Bewußtsein seiner Zeitgenossen und nach Maßgabe der von ihm verinnerlichten Normen und Wertvorstellungen soziologisch in der Mittelklasse, in der oberen Mittelklasse, angesiedelt ist, zu einem großen Teil der ihm anvertrauten und seiner Sorge empfohlenen Gläubigen in sozialer Distanz steht, und das in einer Zeit, in der eine solche Distanz nicht mehr fraglos hingegenommen wird und gerade im Verhältnis Priester – Gläubige zu besonderen Störungen Anlaß geben kann. Die Verinnerlichung von Normen und Wertvorstellungen durch den Priester, die, wenn auch von der Unterklasse nicht rundweg abgelehnt, ja zum Teil bejaht, jedoch von einer großen Zahl ihrer Mitglieder im täglichen Leben nicht vollzogen werden, kann zu zwei sehr unterschiedlichen Haltungen des Priesters führen: entweder zu einer gewissen moralischen Härte und zu einem mangelnden Verständnis gegenüber den Problemen und Nöten der Unterklasse; oder aber zu einer eigenen subjektiven und objektiven Normenunsicherheit, indem das tagtägliche Erlebnis der Frustration echten und ehrlichen seelsorglichen Bemühens schließlich dazu führt, daß er, mit Rücksicht auf die »normative Kraft des Faktischen«, nach und nach die sittlichen Ansprüche an die Gläubigen Stück um Stück zurücksteckt und schließlich sogar die Gültigkeit der Normen selbst in Zweifel zu ziehen beginnt. Eine gewisse Anfälligkeit von Vertretern des jüngeren Klerus für die mehr oder weniger spontane Übernahme von mehr oder weniger unbesehenen und unerprobten Neuerungsvorschlägen, welcher Art sie auch sein mögen, scheint mir ein Indiz nach dieser Richtung hin

⁴⁷ »Lex humana non exigit ab homine omnimodam virtutem, quae paucorum est, et non potest inveniri in tanta multitudine populi quantam lex humana sustinere habet necesse.« *Summa Theologiae*, II-II, 69, 2 ad 1.

zu sein. Die Berufung auf das vom Konzil geforderte »aggiornamento« zieht hier nicht, weil es sich dabei um eine theologische Perspektive und nicht um eine pragmatische »Anpassungsakrobatik« handelt.

Was die erste der beiden möglichen Haltungen betrifft, den moralischen Rigorismus und das mangelnde Verständnis für viele Nöte und manches Versagen von Vertretern der Unterklasse, so befindet sich der Priester in einer Lage, die der des Richterstandes nicht sehr unähnlich ist, von dem *R. Dahrendorf* sagt, »daß in unseren Gerichten die eine Hälfte der Gesellschaft über die ihr unbekanntere andere Hälfte zu urteilen befugt ist«⁴⁸. Man setze an die Stelle von Gerichten nur Beichtstuhl (Beichte als richterlicher Akt!) und Kanzel, und die Analogie ist perfekt⁴⁹. Was den wünschenswerten Abbau des mangelnden Verständnisses der Unterklasse durch den Priester als Mitglied der oberen Mittelklasse angeht, so kann man mit *Dahrendorf* fragen, »ob nicht gewisse Wandlungen in der Herkunftsschichtung . . . der akademischen Eliten unserer Gesellschaft dazu beitragen könnten, Brücken über den unverändert bestehenden Abgrund zwischen den beiden Hälften unserer Gesellschaft zu schlagen«⁵⁰. Jedenfalls liegt die Vermutung nahe, daß der aus der Unterklasse stammende Priester für deren Probleme ein besseres Verständnis, zumindest ein besseres Wissen mitbringt. Aus diesem Grunde wäre es sehr zu begrüßen, wenn die Zahl der Theologiestudenten aus der oberen Unterklasse in Zukunft ständig stiege. Ob allerdings die Gefahr eines übertriebenen sittlichen Rigorismus damit zu bannen ist, ist fraglich, da der Aufstieg aus der Unterklasse dem Ehrgeiz ihrer Vertreter möglicherweise ein solches Maß an

⁴⁸ *R. Dahrendorf*, a. a. O., 195. – Es dürfte in diesem Zusammenhang nicht uninteressant sein, darauf hinzuweisen, daß Gesetzgeber sowohl wie Richter in den Augen mancher Vertreter der Unterklasse als »befangen« erscheinen müssen, wenn auch, wie *Dahrendorf* mit Recht bemerkt, es »übertrieben wäre, . . . auf eine »Klassenjustiz« im Sinne einer Rechtsprechung aus dem Interesse der herrschenden Klasse zu schließen.« Ebd. Immerhin sollten Bemerkungen wie: »Als kleiner Mann bekommt man ja doch kein Recht« oder: »Die Kleinen hängt man, die Großen läßt man laufen« Anlaß zum Nachdenken sein.

⁴⁹ Angesichts des Umfanges der richterlichen Ermittlungen vor einem Urteilspruch in wichtiger Sache, angesichts vor allem der Tatsache, daß der Richter, um seine Begrenztheit wohl wissend, immer mehr Sachverständige zu Rate zu ziehen pflegt, so daß man schon von einer Verdrängung des Strafrichters durch den Psychiater, den Jugendfürsorger, den Soziologen gesprochen hat, wäre unsere Beichtpraxis einer dauernden dringenden Überprüfung würdig! Justizirrtum in wichtiger Sache ist in höchstem Maße bedauerlich, er kann eine menschliche Existenz gesellschaftlich und wirtschaftlich ruinieren; ein Fehlurteil im Beichtstuhl in wichtiger Sache kann über Heil oder Unheil eines Menschen entscheiden!

⁵⁰ *R. Dahrendorf*, a. a. O., 195 f.

Energien abtrotzt, daß bei ihnen die Verinnerlichung der Mittelklassen-Ethik besonders stark sein muß, um diese Energien überhaupt bereitzustellen. Das könnte einem Rigorismus eher förderlich als abträglich sein.

Was die zweite der oben angedeuteten möglichen Haltungen des Priesters gegenüber dem Versagen der Gläubigen und vor allem gegenüber der religiösen und geistigen Immobilität eines großen Teiles der Unterklasse betrifft, nämlich das resignierte Zurückstecken der sittlichen Ansprüche mit oder ohne Normenunsicherheit (»Die Kirche verlangt von den Leuten einfach zuviel!«), so sollten wir uns von einem hervorragenden Vertreter der modernen Soziologie etwas sagen lassen, was uns, käme es aus den eigenen Reihen, mit weniger Erstaunen erfüllen würde. *Helmut Schelsky* ist der Ansicht, und ich möchte ihm darin vorbehaltlos beipflichten, daß der Versuch, das aus dem Gegensatz von gesellschaftlicher Norm und gesellschaftlicher Realität resultierende Dilemma (das es überall gibt, wozu brauchten wir sonst ein Strafrecht?) »durch offenes Senken der moralischen Ansprüche, d. h. durch Anpassung der Rechtsprechung« an die Faktizität des sittlichen Verhaltens der Menschen zu lösen, »nur zu einem geringen Grade Erfolg und insofern auch wenig Berechtigung (!) hat, als . . . in einer kulturellen Tradition die einmal erreichten absoluten (!) moralischen Werte niemals von einer sinkenden menschlichen Verzichtleistung und Disziplin als bloßer Realität widerlegt und von dort her aufgegeben werden können«⁵¹.

Das möge genügen.

Im 16. Jahrhundert weigerte sich Kardinal *Robert Bellarmin*, den Kaufleuten die Beichte abzunehmen, da er von deren Metier nichts verstehe. *Ludwig Molina* tadelte die Unwissenheit der Theologen in Fragen der *Justitia*. *Albericus Gentilis* forderte die Theologen auf, überhaupt zu schweigen: »Silete, Theologi, in munere alieno!« Vordringliche Aufgabe war damals die Schaffung einer brauchbaren, den Zeitverhältnissen entsprechenden Moraltheologie, um den sittlichen Bedürfnissen und Nöten der Zeit begegnen zu können. Die großen Theologen, allen voran die Spanier des Goldenen Zeitalters, haben sich dieser Aufgabe, aufs Ganze gesehen, vorbildhaft entledigt.

Was heute nottut, ist eine Besinnung des Priesters auf seine eigene Stellung innerhalb der modernen Gesellschaft, aus der er stammt, für

⁵¹ *Helmut Schelsky*, *Soziologie der Sexualität*, Hamburg 1955, 36 f.

die er bestellt ist, damit er nicht aus einer »klassengebundenen« Befangenheit heraus sein Amt versehe und sich damit den Kontakt mit einem großen Teil seiner Gläubigen unnötig erschwere oder gar verscherze.

Der moderne Weltpriester gehört in unserer auf Leistung und soziales Prestige besonders stolzen Industriegesellschaft zu den oberen Mittelschichten. Er besitzt damit jenen Status, der an der Verwirklichung der in dieser Gesellschaft zentralen Werte in hohem Maße teilhat. Das ist eine, wenn auch nicht unabdingbare, so doch sicher sehr wichtige Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken in dieser Gesellschaft. Der hl. *Paulus* hatte zu seiner Zeit recht, wenn er sich gegenüber den Christen von Thessalonich rühmen konnte: »Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um niemand von euch zur Last zu fallen. So haben wir unter euch das Evangelium Gottes verkündet!«⁵² Zustände jedoch, wie man sie heute teilweise in Frankreich und Süditalien antrifft, von den lateinamerikanischen Verhältnissen ganz zu schweigen, sind keine gesellschaftliche Empfehlung des Klerus und sicher nicht generell nachahmenswert. Ein Schuhe flickender Priester ist hier und heute nicht mehr gefragt. Vielleicht liegt nicht zuletzt auch in dieser Tatsache ein Mitgrund für das teilweise tragische Dilemma der französischen Arbeiterpriester.

Der Weltpriester ist *pastor animarum* in der ihn umgebenden Gesellschaft. Das unterscheidet ihn vom Ordensmann. Die Gesellschaft erwartet von ihm eine gewisse Anerkennung der ihr sakrosankten Werte. Eine offen zur Schau getragene Indifferenz diesen Werten gegenüber kann sehr leicht brüskierend wirken. Die Gesellschaft von heute erwartet vom Priester Bildung, Kultur, *human relations*. Das sind aber die Attribute der Mittelklasse. Sie zu erwerben, sie pflegen zu können, bedarf es einer auch ökonomisch hinreichenden Sicherheit. Wenn daher dem Priester im Brevier von Zeit zu Zeit immer wieder der Vers begegnet: *Divitias et paupertatem ne dederis mihi, Domine, sed tantum victui meo tribue necessaria*, dann darf er das guten Gewissens als ein Gebet um den standesgemäßen, d. h. dem Weltpriester in der heutigen Gesellschaft angemessenen sozialen Status auffassen.

Man hört von Zeit zu Zeit immer wieder Klage darüber führen, es gebe, anders als beim Ordenspriester, bis heute keine befriedigende Spiritualität des Weltpriesters. Eine der Vorbedingungen, eine solche Spiritualität zu schaffen, so scheint mir, muß darin gesehen werden, daß der Weltpriester seine Existenz, sein Selbstverständnis, seinen

⁵² 1 Thess 2,9.

sozialen Status innerhalb der ihn umgebenden Gesellschaft immer wieder neu in Frage stelle und zu beantworten trachte. Die vorliegende Untersuchung beansprucht nicht mehr, als ein bescheidener Beitrag zu dieser kritischen Selbstprüfung zu sein.